

Es gibt zu verschiedene Juden, als daß ich mich einen Philosemiten nennen möchte. Der deutsche Antisemitismus aber, als Produkt und Zubehör eines rassischen Pöbel-Mythus, ist mir in der Seele zuwider und verächtlich.“ Von der Ablehnung des Antisemitismus als Pöbelhaftigkeit aber wächst Thomas Mann in den Jahren der Emigration zum Ankläger aus moralischer Verantwortung, darum nun doch auch mit dem nötigen politischen Engagement, das ihn 1948 unter Erinnerung an das für die Sache der Demokratie so verhängnisvolle Abkommen von München 1938 die Vereinigten Staaten beschwören läßt, die Zustimmung zur Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina nicht zurückzuziehen. In den sieben Manifesten geht es nicht um einen Beitrag zur Literatur, sondern um Bekenntnisse zur Menschlichkeit, Appelle gegen die Unmenschlichkeit. W. E.

Hugo Marx: Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden (1892–1933). Ein soziologisch-politisches Zeitbild. Villingen 1965. Neckar-Verlag. 240 Seiten.

Seinem Buch „Die Flucht“ (vgl. FR VIII, 29/32, S. 64) läßt der Verfasser seine Lebensgeschichte folgen. Sie spiegelt ein Stück deutsch-jüdischer Zeitgeschichte zur Zeit der Blüte des deutschen Judentums und der des Elends. Das Heidelberger Gymnasium, das fortschrittlich-humanistisch war und besonders sein Studium an der Heidelberger Universität, wo damals Rechtslehrer wie Jellinek, Fleiner, Heinsheimer und Radbruch lehrten, erleichterten ihm den Übergang vom „Ghetto“, wie er sein Elternhaus nannte, zur modernen Kultur. Aber schon Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begann sich die Müllheimer Judengemeinde — wie er berichtet — zu lichten im Zusammenhang antisemitischer Demonstrationen im Anschluß an die Stöckerbewegung. Eine Reihe der dortigen Familien verzog in die Schweiz und nach Freiburg, das damals, noch nicht lange zuvor, den Zuzug von Juden gestattet hatte (S. 19). Aus dem dem ersten Weltkrieg folgenden Nachkriegswintersemester hatte der damals in Heidelberg studierende heutige Präsident der Zionistischen Weltorganisation, Nahum Goldmann, vor der Wahl zur Nationalversammlung die Juden der Stadt aufgefordert, der Wahl fern zu bleiben. „Sie sollten Deutschland den Deutschen überlassen.“

Und der Verfasser schreibt dazu: „Die Geschichte hat Nahum Goldmann Recht gegeben.“ Diese Beispiele beleuchten die damaligen Verhältnisse und das bereits spürbare Anwachsen antisemitischer Erscheinungen. Das letzte Kapitel berichtet von der Fahrt nach Zürich Ende März 1933, durch die der Verfasser offenbar knapp der Gefangennahme und damit wohl dem Verlust des Lebens entgangen war. In diesen Seiten setzt er auch seinem Zimmermädchen ein Denkmal, das, wie viele gerade unter den einfachen Menschen und den Hausangestellten bei Juden die sonst so oft nicht vorhandene Zivilcourage besaß. Der Verfasser schreibt: „Die unschätzbare Emma Würz, damals noch Zimmermädchen, hat bei dieser Gelegenheit [als die SA, SS und Kriminalbeamte nach Fortgang des Verfassers angeblich eine Durchsuchung nach Waffen und verbotenen Schriften im Hause vornahm] in erwähnenswerter Weise Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit bewiesen. Als sie vom Fenster aus die uniformierte Garde vor dem Hause sah, ging sie zur Türe, um zu fragen, was sie wünsche. Als diese ihr Vorhaben einer Haussuchung bekanntgab, forderte sie eine entsprechende Legitimation. Auf die Frage eines SS-Mannes, ob ihr die Uniformen nicht ausreichende Legitimation seien, antwortete sie: „Der Hauptmann von Köpenick hat auch eine Uniform angehabt“ (S. 231).

Wie das obengenannte Buch „Die Flucht“ bezeugt auch diese lesenswerte Selbstbiographie den von Optimismus getragenen Glauben des Verfassers, der im Schlußsatz zum Ausdruck kommt: „Dieses ganze Buch mag geeignet sein, meine Auffassung zu bestätigen. Sie entspricht im Grunde dem alten jüdischen Satz, der mir von früh an gelehrt wurde: Gam su letowo — Auch das ist zum Guten“ (S. 232). G. L.

Rudolf Meyer: Tradition und Neuschöpfung im antiken Judentum. Dargestellt an der Geschichte des Pharisäismus. Mit einem Beitrag von Hans-Friedrich-Weiss. Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Band 110. Heft 2. Berlin 1965. Akademie Verlag. 132 Seiten.

Die beiden Beiträge von Rudolf Meyer und Hans-Friedrich Weiss ergänzen sich in glücklicher Weise. Rudolf Meyer unterrichtet unter dem Titel: Tradition und Neuschöpfung im antiken Judentum über Entstehung und Bedeutung des Pharisäismus, den Wandel, den diese religiöse Richtung im Laufe der Jahrhunderte durchmachte bis zu ihrem Sieg über die anderen Richtungen innerhalb des Judentums. Daß nicht nur das Christentum eine Neuschöpfung innerhalb des traditionellen Judentums darstellt, sondern auch der Pharisäismus in seiner endgültigen Phase, ist wohldokumentierte These des Verfassers. Obwohl die pharisäische Richtung die Tradition weitergeführt hat, findet sich soviel Neues innerhalb der pharisäischen Richtung, daß das Wort von einer Neuschöpfung sein Recht hat. In Palästina war man sich dessen, wie das der Verfasser mit Recht hervorhebt, auch durchaus bewußt. Hans-Friedrich Weiss untersucht nun das Verhältnis Jesu und der frühchristlichen Gemeinde zu den Pharisäern. Er stellt die Fragen, ob 1. die im Neuen Testament und die in den Evangelien gegebenen Darstellungen des Pharisäismus den historischen Gegebenheiten zu Beginn unserer Zeitrechnung entsprechen, und ob 2. die sich auf die Pharisäer beziehenden Aussagen tatsächlich die Auseinandersetzung Jesu mit den Pharisäern widerspiegeln oder nicht vielmehr den späteren Gegensatz der Gemeinde zu dem pharisäisch-rabbinischen Judentum. Beide Fragen haben um so mehr Gewicht, als gerade von jüdischer Seite, nicht zuletzt von Paul Winter, der Vorwurf der Verzeihung erhoben wird. In der Tat ist, wie Weiss feststellt, ein Gutteil der Auseinandersetzung mit dem pharisäisch-rabbinischen Judentum von der frühchristlichen Gemeinde in die Geschichte Jesu zurückprojiziert worden. Die Darstellung des Pharisäismus in den synoptischen Evangelien ist bereits insoweit unhistorisch, als die Pharisäer zumeist als geschlossene Gruppe, kaum jedoch als Einzelpersonlichkeiten auftreten. Sie erscheinen als der Typus des Feindes Jesu und zugleich der christlichen Gemeinde. Weiss sucht aufzuweisen, daß es an vielen Stellen der in den Evangelien geschilderten Gespräche zwischen Jesu und den Vertretern des zeitgenössischen Judentums sich um sekundär, in antipharisäischem Sinne, vorgehende Interpretation handelt. Diese antipharisäische Tendenz entspricht um so mehr den eigenen Intentionen der Evangelisten, als es diesen nicht um eine Geschichtsschreibung im modernen Sinne ging, sondern um die Schilderung des Osterereignisses. Mit der Lösung der christlichen Gemeinde von der jüdischen verliert die antipharisäische Polemik an Bedeutung. An ihre Stelle tritt die anti-jüdische. Dies ist bereits bei Johannes der Fall. Wenn er von „den Juden“ redet, dann meint er damit die religiösen Wortführer des Judentums, soweit diese den Glauben an Jesus verweigern. Sie erschienen gleichzeitig als die Repräsentanten der gottfeindlichen Welt. Der Gegensatz zwischen der frühchristlichen Gemeinde und den Pharisäern ist bereits in der Haltung Jesu zum Gesetz begründet. Denn Jesus als Verkündiger des Willen Gottes steht faktisch bereits über dem Gesetz. Dem Verfasser geht es nun darum, zu zeigen, daß es neben der Tendenz der Trennung der christlichen von der jüdischen Gemeinde eine andere, gleichsam rückläufige jüdenchristliche Tendenz gibt, die auf die Rückbindung der Gemeinde an die pharisäische Richtung hin bei gleichzeitigem Jesusbekenntnis hinausläuft. Beide Tendenzen finden sich unverhüllt nebeneinander im Evangelium nach Matthäus. Durch diesen Aufweis trägt nun der Verfasser einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis des Jüdenchristentums und seinem notwendigen tragischen Scheitern in der Kirchengeschichte bei.

W. E.